

Peter Rosner

HERR UND FRAU PANAMA

*„Die Bedeutung von Musik für die Menschen
ist eines der großen Geheimnisse“*

Keith Richards

Vier Paar Springerstiefel standen im Halbkreis vor ihm. „Hey, Panama, glotz nicht so blöd!“ sagte der älteste Skinhead, ein stämmiger Zwanzigjähriger. Er roch deutlich nach Alkohol.

„Bitte lassen Sie mich in Ruhe, meine Herren!“ Der drahtige, kahlköpfige Geigenspieler versuchte, sich an einer Seite vorbeizudrücken.

„Nun mal nicht so schnell, Alter!“ Der Anführer hob kurz seine linke Hand, und alle vier machten einen Schritt auf Herrn Panama zu. „Wir wollen doch nur noch ein bißchen Musik hören.“

„Bitte, meine Herren...“

„In der kommenden Woche werde ich mit Paganini gastieren“, sagte Herr Panama am Sonntagvormittag zu Frau Panama und bestrich eine Brotscheibe mit Aldimarmelade. Seit neun Jahren wohnten sie zusammen. „Die Capricen sind höchst ergiebig. Nach dem Frühstück werde ich Ihnen etwas vorspielen.“

Während Frau Panama das gespülte Geschirr in einen Schrank zurückstellte, holte Herr Panama aus seinem Zimmer eine Geige. Routiniert stimmte er das Instrument. „Ich spiele die Nummer 24: Thema mit Variationen“, kündigte er an und ließ den Bogen über die Saiten gleiten, springen, schleifen und kratzen. Den letzten Ton zog er wie einen Jauchzer in die Höhe und stand dann drei Sekunden regungslos in der Küche. Mit der Bogenspitze berührte er fast das verblichene Blumenmuster der Deckenlampe.

„Wunderbar, Herr Panama, großartig, ich verehere Ihre Kunst!“ Frau Panama saß wie gewohnt kerzengerade mit parallel gestellten Beinen auf ihrem Stuhl. Ihre Hände waren im Schoß gefaltet. Im Gegensatz zu Herrn Panama war sie klein und kubisch.

„Danke für das Kompliment, meine Gute, aber das Publikum ist undankbar geworden. Wahre Kunst überzeugt nicht mehr. Es gibt Zeiten, da habe ich gerade eine Handvoll Zuhö-

rer. Heute ist es überall so laut. Meine Musik verträgt den Lärm nicht.“

Frau Panama hatte nicht recht zugehört. „Woher Sie nur Ihre Kunst haben?“ Ihre Mimik schien verklärt.

Diese Frage schwirrte in allen Köpfen. Schon bei seiner Ankunft war er ein lebendes Rätsel. Zwei Jahre nach dem furchtbaren Krieg hatte der Neunzehnjährige bei einem Bauern um Arbeit nachgefragt. Was er besaß, trug er an sich: eine schwarze Arbeitshose und -jacke, ein schwarzes Hemd, die Strümpfe und klobigen Schuhe ebenfalls schwarz. Der Schädel war kahl rasiert. Die linke Hand hielt verlegen einen angeschlagenen Geigenkasten.

Der Bauer führte ihn zu einem kleinen Raum. An die Tür war ein ovales Messingschild mit der verschnörkelten Aufschrift Bureau geschraubt. Er wies dem Gast einen Stuhl und forderte ihn auf zu erzählen, wer er sei und woher er komme.

Seine Mutter, eine Witwe, bestritt ihren Unterhalt seit Kriegsende in erster Linie durch Männerbesuche. Er fühlte sich vernachlässigt und stahl eines Tages ihre Barschaft. Über die grüne Grenze schlug er sich nach Rotterdam durch und fand Arbeit auf einem Frachter nach Panama. In einer Spelunke von Balboa lernte er einen Deutschen kennen, der Arbeiter für sei-

nen Straßenbautrupp rekrutierte. Zu diesem Trupp gehörte ein Argentinier namens Edouardo. Abends pokerten die Männer gewöhnlich, Edouardo hingegen saß auf seiner Pritsche und spielte Geige. Er hatte solche Musik noch nie gehört und fühlte sich von ihr geradezu verzaubert. Auch wenn sie kaum miteinander sprechen konnten, wurden sie Freunde. Fast jeden Abend hockten sie zusammen. Viele Melodien hatte er inzwischen so oft gehört, daß sie seinem Gedächtnis tief eingegraben waren.

„Nach zwei Monaten hielt mir Edouardo plötzlich die Geige und den Bogen entgegen. Er nickte mir ermunternd zu. Ich nahm sie ängstlich aus seinen Händen und bemühte mich, die Geige zum Klingen zu bringen. Ich war überrascht, welche saubere Töne mir gelangen. Ich versuchte, eine von Edouardos Melodien nachzuspielen und geriet in Panik: Ich konnte Geige spielen. Hören Sie! Ich konnte Geige spielen, obwohl ich es nie gelernt hatte. Anfangs patzte ich noch, aber bald spielte ich wie er.“

„Schrei doch nicht so laut!“ Der Bauer ergriff ihn am Arm.

„Edouardo hat mir nun jeden Abend vorgespielt. Alles, was ihm geläufig war, habe ich nachgespielt und mir eingepägt. Dann gab es einen Streit. Dem Deutschen war bei einem Bordellbesuch das Geld gestohlen worden. Wie üblich ließ er seine Wut an Edouardo aus. Es kam zu einer Schlägerei, bei der Edouardo auf einen massigen Stein aufschlug und sich das Ge-

nick brach. Am nächsten Morgen war der Truppführer verschwunden. Ich habe Edouardos Geige an mich genommen und mich davon gemacht. In Cristóbal habe ich Arbeit auf einem Dampfer nach Hamburg gefunden. Seit knapp zwei Monaten bin ich nun wieder hier.“

„Das sind ja abwegige Abenteuergeschichten. Zu deiner Mutter willst du nicht zurück?“ fragte der Bauer. Er registrierte ein Kopfschütteln und fuhr fort: „Du warst offen, hast den Diebstahl an deiner Mutter nicht vertuscht. Ich will dir glauben. Wohnen kannst du in einer Kammer über der Scheune, essen wirst du mit uns. Über ein Taschengeld reden wir nach vier Wochen Probezeit. Merke dir aber, daß es üblich ist, sich vorzustellen. Deinen Namen hast du bisher verschwiegen.“

Der Gast schluckte. „Der Argentinier hieß nicht wirklich Edouardo. Wegen einer krummen Sache hatte er seine Heimat verlassen und war untergetaucht. Bitte verstehen Sie mich, ich kann ihn nicht vergessen, einem solchen Menschen bin ich vorher niemals begegnet. Wie er habe ich mir einen neuen Namen zugelegt. Nennen Sie mich bitte Panama! Nebenbei: Edouardo trug immer nur schwarze Kleidung und rasierte sich den Kopf. Würde es Sie stören, wenn ich das auch beibehalte?“

„Kurios, sehr kurios“, entgegnete der Bauer. Er hielt ihm die Hand hin. „Schlag' ein, Panama! Auf vorerst vier Wochen!“

Aus vier Wochen wurden dreiundfünfzig Jahre. Panama erwies sich bei den anfallenden Arbeiten als geschickt und fleißig. In der ersten Zeit zischelten die Männer im Dorfkrug noch, was es wohl mit dem Fremden auf sich habe. Seine schwarze Kleidung und das rasierte Haupt waren Anlaß zu mancherlei Vermutung. Ob er ein entlaufener Sträfling sei, einem Mädchen ein Kind gemacht oder gar jemanden erschlagen habe, wurde getuschelt. Mit der Zeit indes fand sich neuer Gesprächsstoff. Panamas Kammer entklangen allabendlich Töne, die den hiesigen Ohren Mühe abverlangten.

„Glaubt es mir, er hat niemals Musikunterricht genommen“, sagte sein Herr bei einem seiner seltenen Wirtshausbesuche.

Die Jahre gingen über das Land. Der Bauer hatte seinem Sohn das Sagen auf dem Hof überlassen. Panama arbeitete tagsüber und geigte abends in der Kammer. Bis zu seinem Tod hatte er Bleibe-recht. Die aus einem Nachbarort stammende Jungbäuerin hatte ein Herz für die Musik und war Vorsängerin im Kirchenchor. Ihr sollte Panama neue Welten verdanken. Sein Repertoire war bis auf den Tag identisch mit dem Edouardos und umfaßte lediglich lateinamerikanische und spanische Komponisten. Wie hätte er es auch erweitern sollen? Notenlesen war ihm nicht vertraut, ein Radio besaß er nicht.

Die Jungherrin hatte Panama zu Weihnachten ein großes, buntes Paket in die Hand gedrückt. Er öffnete es und entnahm ihm eine ausrangierte Stereoanlage und drei LPs in abgegriffenen Hüllen. „Wir haben auf CD umgestellt und brauchen die Anlage nicht mehr“, hatte sie gesagt. In der folgenden schlaflosen Nacht entdeckte Panama einen verkratzten Bach, einen rauschenden Paganini und einen endlos hängenden Tschaikowsky.

Ein Jahr vor dem Mauerfall ließ der Jungbauer die Scheune abreißen, um an ihrer Stelle ein modernes Wohnhaus zu errichten. Für Panama wurde eine Holzkate im hinteren Hofteil hergerichtet.

In einer Mittagspause sprach ihn der junge Herr an: „Du feierst bald deinen Sechzigsten und stellst dann die Arbeit ein. Wohnung, Strom und Wasser wirst du haben, dazu das vereinbarte Bargeld.“

Panamas Reich bestand nun aus zwei Zimmern, einer Wohnküche und einem Schlafräum. Zum Duschen und zur Verrichtung der Notdurft stieg er wie zuvor in den Keller des Herrenhauses.

Mit der Zeit legte sich Langeweile über Panama. Ihm fehlte die Arbeit, und er erzählte davon der jungen Bäuerin.

„Du spielst so schön die Geige. Willst du dich nicht als Straßenmusiker versuchen?“ entgegnete sie ihm. „Nimm mein altes Fahrrad, ich fahre eh nie damit.“

Ihm war unbehaglich, doch erste Versuche in der Fußgängerzone des nahen Marktores gaben ihm Gewißheit, daß ihm das öffentliche Spielen lag. Er radelte abwechselnd zur Kreisstadt, in einen unweit gelegenen Wallfahrtsort, auf umliegende Märkte und in Ortschaften mit aufblühendem Tourismus. Edouardos geöffneter Geigenkasten lag auf dem Boden, und bald füllten ihn erste Münzen.

Sie ging zum vergitterten Fenster des altmodischen Schlafsaals. Auf dem Platz vor der Klinik spielte ein kahlköpfiger Geiger.

„Wer ist das?“ fragte sie eine andere Patientin und brach ihr fünf Tage anhaltendes Schweigen.

„Panama, jeden zweiten Mittwoch“, antwortete die Gefragte und kicherte krampfhaft.

Exakt an ihrem einundfünfzigsten Geburtstag war die Grenze geöffnet worden. Im folgenden Oktober wurde landesweit die Einheit gefeiert, drei Monate später waren sie und ihr Lebenspartner arbeitslos. Die Zukunft lag im Westen, wo sie fürs erste in einer schäbigen Pension wohnten. Nach der politischen Freiheit lockte ihn nun auch die private; mehr und mehr

empfand er seine Gefährtin als Belastung. Ohne Ankündigung verschwand er für immer aus ihrem Leben. Apathisch saß sie drei Tage auf dem Zimmer, nahm nichts zu sich, pinkelte in die Hose und zeigte auch bei lautestem Klopfen keine Reaktion. Der Wirt war ratlos und rief die Polizei. Die beiden Beamten zuckten ebenso die Schultern und verständigten einen Arzt. Eine knappe Stunde später war sie ein weiteres Krankenblatt in der geschlossenen Abteilung einer Psychiatrie.

Am übernächsten Tag vernahm sie gegen Mittag Musik von der Straßenseite her und ging zum Fenster. Über lange Wochen hinweg hörte sie nun regelmäßig Herrn Panama zu, bis sie auf Probe in eine offene Station mit Freigang verlegt wurde. Gleich für den nächsten Mittwoch bat sie den Stationsarzt um Ausgang, den dieser auch gerne bewilligte. Gezielt begab sie sich zu dem schwarz Gekleideten und wartete geduldig, bis Herr Panama das Geld einsammelte. Als er sein Instrument im Kasten verstauen wollte, sprach sie ihn an: „Sie sind immer ganz in Schwarz, Herr Panama, aber Sie haben meiner Seele die Farben zurückgegeben. Können wir ein Stück gemeinsam gehen?“

Herr Panama lächelte verlegen, dann fing er sich. „Darf ich Sie zu einem Kaffee einladen?“ sagte er und verbeugte sich vor ihr. „Mit wem habe ich, bitte schön, die Ehre?“

„Panama“, sagte sie. „Nennen Sie mich einfach Frau Panama!“

„Bitte, meine Herren, ich habe mein Programm für heute beendet. Sie sehen doch, daß es schon dunkel wird.“

„Nur ein Lied noch, Panama. Du bist doch einer von uns, sieht man doch gleich an deiner Kluft. Spiel das Horst-Wessel-Lied!“

„Dieses Schandlied gehört nicht in mein Repertoire“, sagte Herr Panama mit überraschend fester Stimme.

„Was sagst du da? Hab’ ich das richtig mitbekommen?“ Der Rädelsführer nickte kurz, und sechs Hände griffen Herrn Panama. Sie zerrten ihn zum Fluß, der den Marktflecken teilte, und warfen ihn von der Brücke in das flache, steinige Wasser. Einen halben Meter vom Ufer entfernt schlug er auf.

Ein Polizist in Zivil brachte ihr am nächsten Morgen die Geige.

„Ihr Mann scheint im Dunkeln gestürzt zu sein. Er hat an beiden Beinen Abschürfungen, die er sich an der Böschung zugezogen haben dürfte. Wir gehen von einem Unfall aus. Seine Geldbörse mit den Tageseinnahmen steckte noch in seiner Gesäßtasche.“

Frau Panama hatte mit fest verschlossenem Mund zugehört. „Er war nicht mein Mann.“ Sie begleitete den Beamten bis an die Hoftüre und ging zur Kate zurück. Hastig packte sie einen Rucksack, holte das in neun Jahren vom Haushaltsgeld Abgezeigte aus ihrem Versteck, und machte sich mit Rucksack und Geigenkasten auf den Weg zur örtlichen Bushaltestelle.

„Guten Tag, Herr Chauffeur, ich bin die Frau Alaska, wohin, bitte, geht Ihr Omnibus?“

(Bad Reichenhall/Forchheim - Dezember 2000)